

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Freitag, 2. August.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Vütge.

(Nachdruck verboten.)

12. Kapitel.

Ein Auto führte sie rasch über blitzende breite Asphaltstraßen nach Scheveningen hinaus, das sich breit am Meer hinzog mit Hotelpalästen und Villen und seine Fischerdorfsgestenz draußen am Meer und beim Zusammenfließen mit den eleganten Straßen des Haag grazios verleugnete.

Vor der Riesenfassade des rotgrau zur gewaltigen Kuppel ansteigenden Kurhauses beschrieb das Auto einen Kreis und hielt darauf vor der schmalen Freitreppe, die zum Hotelsportal führte.

In diesem Welthab unterzutauchen, erachtete Frau von Gagern als rätslich und nützlich. Hier wollte man abwarten und nötigenfalls Schritte unternehmen, um die Angelegenheit Theodor Hoofst mit eigener oder fremder Hilfe zu einem glücklichen Ende zu bringen.

„Sie wußten, daß ich in Holland — — ?“, forschte während der Fahrt Fred Bronnen, um aus der quälen- den Ungewissheit herauszukommen.

Frau von Gagern neigte zustimmend den Kopf.

„Ich wußte von Dünnkirchen — — von Miss Blanks — merkwürdigem — Interesse — — von der Flucht aus Ostende — —“

„Aber — —“

„Ich mußte und wollte es wissen — — und so erfuhr ich alles!“

Fred Bronnen wagte nach dieser Erklärung der schönen Frau keine Frage mehr zu stellen. Sein Blick irrte über die Frau. Ihre Augen blickten ihn groß und voll Angst, Sehnen, Weh und Entsehen an.

Er las alles in ihnen und erschrak und wußte eigentlich nicht, weshalb ihn Schreck ergriff. Doch dann fragte er voll Hast und Besorgnis:

„So glauben Sie auch an — — den Mord — — den ich an Hoofst verübt — — und kamen, um mich zu schützen?“

Die Frau sann. Sie antwortete nicht gleich. Dann lächelte sie fern.

„Ich weiß, daß Sie es nicht gewesen sind!“

Sie sprach dies rätselhaft schwer und schwieg dann, bis das Kurhaus auftauchte aus breiter Straßenzeile heraus an riesenhaftem Platz.

Das Auto hielt. Ein Hotelbediensteter öffnete dienstefrig den Schlag.

Sie stiegen nebeneinander die hohen, steilen Stufen hinauf. Frau von Gagern schwankte etwas. — Da nahm Fred Bronnen ihren Arm. Sie blickte ihn dankbar an.

Die Anmeldung besorgte an der Portierloge Frau von Gagern. Fred Bronnen hätte vor Ratlosigkeit seinen Namen niedergeschrieben. Dem beugte die kluge Frau, die sich als sein Schutz neben ihn stellte, entschlossen, doch nicht uneigennützig vor:

Auf dem Formular stand Kaufmann Hans Hoff mit Frau aus Basel. Das „mit“ hatte die Frau in voller Überlegung niedergeschrieben und glaubte sich dadurch frei von einer Schuld, die man darin hätte finden können.

Der Hotelbeamte wunderte sich zwar, daß sie getrennte Zimmer nahmen — aber er zeigte dies nicht, da es ihn nichts anging.

Hannelore Hinz' Auflösung der Verlobung mit Fred Bronnen machte, als sie bekannt wurde, tiefen Eindruck auf die „Schwimmfreunde“. Sie stimmte bedenklisch Sympathien, die Fred Bronnen bisher wegen seiner überragenden sportlichen Erfolge als Mensch und Kamerad besaß, begannen zu schwunden. Misstrauen erwuchs dagegen. Der Fall Hoofst gewann ein neues Aussehen für sie.

Dazu kamen die Fragen: Wo stedte Fred Bronnen? — Warum trat er nicht hervor aus seinem Versteck, wenn er über ein reines Gewissen verfügte? —

Warum schrieb er nicht an den Verein und schilderte wahrheitsgemäß die Vorgänge am Kanal und in Dünnkirchen? — Hatten die Sportbehörden endlich nicht ein Recht, zu erfahren, wie die Dinge lagen?

Die Gegnerschaft Ewald Henschels feierte Triumphe. Er hegte unauffällig und mit Nachdruck gegen den Kanalschwimmer und fand immer neue Gründe für einen Verdacht:

„Ganz unverständlich muß es für jeden sein, daß sich überhaupt irgendwelche Differenzen mit Theodor Hoofst ergeben könnten! — Dem Verdienst seine Krone — aber was sind hiergegen denn um Himmels willen Verdienste?“

Die „Schwimmfreunde“, die fast alltäglich in ihrem Klublokal „Neptun“ zusammentrafen, ließen geduldig Ewald Henschels Thesen über sich ergehen. Der zweite Vorsitzende, Oskar Petermann, wurde heute aus Nordfrankreich zurückverwaltet. Er hatte nur einmal kurz geschrieben, daß er vor einer unmöglich zu lösenden Aufgabe stehe.

„Das ist verständlich“, dozierte Ewald Henschel, „da wendet sich der Gast mit Grauen! Wir werden Dinge hören können, die uns unlieb sind.“

Da trat Oskar Petermann ins Lokal. Drei, vier Schwimmer hatten ihn von der Bahn abgeholt. Er sah angegrissen und verärgert aus. Sein jugendfrisches Gesicht, das sonst den Bierziger nicht ahnen ließ, war leidvoll verzogen. Die Augen wanderten unruhig durch den weiten, hellen Raum.

„Alles vergeblich gewesen?“, forschte man vorsichtig, als Petermann in der Runde saß.

„Eine scheußliche Sache“, gab ausweichend und gequält Petermann zur Antwort.

„Etwas Neues?“

„Ja und nein!“

„Hat sich der Verdacht auf Fred Bronnen bestätigt?“

„Ja und nein!“

Der zweite Vorsitzende war wortkarg. Man mußte drängen, um ihn zum Sprechen zu bringen.

„In Verdacht sind jetzt Fred Bronnen, Frau von Gagern und ein Unbekannter!“, gab er zögernd preis.

„Frau von Gagern?“, verwunderte man sich. — Man sprach den Namen mit respektvoller Scheu aus.

Ewald Henschel lachte gereizt und überlegen und fiel ein:

„Natürlich! — Und nebenbei dann wieder einmal der „große Unbekannt“!“

Oskar Petermann wurde lebhafter. Er musterte Henschel. Von Sympathie war nichts in dem Blicke.

„Nach meiner Meinung kann nur dieser Unbekannte der Täter gewesen sein. Denn auf Fred Bronnen Verdacht zu haben, das ist Unsinn! Und noch größerer Unsinn scheint es mir, zu glauben, daß Frau von Gagern die Anstifterin zu dem Mord sei. Es ist zwar richtig, daß sie zur Zeit des Mordes im Hotel von Dünkirchen war — aber das war sicherlich nur Zufall. Ein ärgerlicher Zufall; denn der Verdacht auf Fred Bronnen hat sich nur dadurch so lange aufrechterhalten lassen können!“

„Was hat die Frau denn gewollt?“

Petermann zuckte die Achseln. Man mache hier und da versteckende Gesichter und zwinkerte sich zu. Wer kannte nicht die Liebesaffären Fred Bronnens, insbesondere den Fall Frau von Gagern?

„Das weiß man bis jetzt noch nicht. Man weiß auch nicht, wo sie sich im Augenblick aufhält. Ein französischer Kriminalbeamter war dieser Tage hier in unserer Stadt und hat festgestellt, daß Frau von Gagern abgereist war. Doch seit ihrem Aufstehen in Dünkirchen und dem Verfolgen Fred Bronnens und der amerikanischen Miss ist sie mit von der Bildfläche verschwunden.“

Ewald Henschel mache eine unschöne Bemerkung. Doch die jungenhafte Anmaßung wurde zurückgewiesen. Der Vorsitzende Petermann wurde sogar böse:

„Wir haben keinen Grund, gegen Fred Bronnen irgendwelche Vorwürfe zu erheben! Er hat tüchtig gearbeitet und leidet wahrscheinlich mehr, als mancher von uns zu ahnen scheint, unter den Verhältnissen. Es ist auch ausgeschlossen, daß er Miss Blank über den Ozean nach Amerika gefolgt ist, wie es hier und da heißt. Die auffällig rasche Abreise der Amerikanerin hat die Behörden veranlaßt, das Schiff genau zu durchsuchen. Fred Bronnen war nicht an Bord! Er hat sich nach meiner Meinung geflüchtet und lebt versteckt und vielleicht ganz zusammengebrochen in irgendeinem Winkel und wagt sich nicht hervor, bis der furchterliche Verdacht von ihm genommen ist!“

Der gute Sportgeist unter den „Schwimmfreunden“ kam wieder zum Durchbruch. Die sich von Fred Bronnen abgewendet hatten, scharten sich wieder um ihren sportlichen Führer. Die Kleinmütigen, zu denen aus egoistischen Motiven Ewald Henschel und die voreilige einstige Braut, Hannelore Hinrich zählten, standen allein.

Dieses eine hatte die Reise des zweiten Vorsitzenden nach Dünkirchen wenigstens genützt! Diejenigen, die dies um der Sache des Sports und der Gerechtigkeit willen begrüßten, waren in der Mehrzahl und sprachen dem Vorsitzenden Petermann und dem noch immer unter dem Verdacht stehenden Kanalschwimmer Fred Bronnen das Vertrauen in einer Kundgebung aus.

— An den „großen Unbekannten“ war man in dem Fall Theodor Hooft nicht durch die in die Angelegenheit verwickelten Personen geraten, sondern die Behörde hatte es selbst gefunden —

Was hatte es hiermit auf sich?

Kriminalkommissar Briand, der sich nach einer Rückversetzung nach Paris sehnte und in Dünkirchen alles Erdenkliche an Pflichteifer aufbot, hatte alle Einzelheiten des Falles Hooft noch einmal gründlich durchforscht und war hierbei auf den Herrn mit dem Koffer gestoßen, an dem der Untersuchungsrichter aus Dünkirchen achtlos bei den ersten Vernehmungen des Portiers vorübergegangen war. Er kannte Fälle aus seiner Praxis, wo alle Indizien sich zum Schluß als Trugschlüsse erwiesen hatten und eine Lösung gefunden wurde, die das Gegenteil vom ursprünglich Angenommenen darstellte.

Bei einer neuerlichen Vernehmung des Portiers des „Palace-Hotels“ suchte er mehr über den Herrn mit dem Koffer in Erfahrung zu bringen. Bei der Vernehmung durch den Untersuchungsrichter hatte sich der Portier seinerzeit plötzlich versprach und gestammelt:

„Mir ist, als sei zur selben Zeit wie Miss Vagener-Schäfer, die das Auto Miss Blanks bestellte, der ermord-

dete Monsieur durch die Halle gegangen — — und nach ihm kam die fremde Dame — — aber nein — — nein, lassen Sie mich — — wie war es doch — ? — — Ja, richtig — — ich merkte dann gleich, daß es ein anderer Monsieur war — — ich bekam eben nur den Schrei, da ich bei seinem Anblick zunächst gedacht hatte, der deutsche Monsieur sei es gewesen — — entschuldigen Sie — —“

Der Portier hielt seine damalige Aussage bezüglich des Herrn, den er anfänglich mit Theodor Hooft verwechselt hatte, auch jetzt im vollen Umfange aufrecht: ein Herr sei über die Treppe — nicht mit dem Fahrstuhl — aus den oberen Geschossen gekommen, habe einen Koffer in der Hand getragen und sei durch die Halle geschritten. Er habe zuerst gedacht, der deutsche Monsieur sei es, dessen Rechnung Miss Blank bezahlte, und deshalb habe er ihn nicht weiter beachtet. Erst als er durch die Drehtür schritt, erkannte er, daß es ein anderer Monsieur war, der erst frisch ins Hotel eingezogen war.

„Ist dieser Herr wiedergekommen?“

„Nein!“

„Warum haben Sie denn die Behörden nicht davon verständigt — — es ist doch wichtig, daß jemand plötzlich aus dem Hotel zu einer Zeit verschwindet, wo ein Verbrechen verübt worden ist!“

Der Portier blieb ganz kühl.

„Der Monsieur verschwand nicht, wie Sie glauben, Herr Kommissar! Er hatte nichts zu bezahlen; denn er hatte sich eingetragen als der Sekretär Miss Blanks — —“

Der Beamte wurde sehr nachdenklich.

„Miss Blanks Sekretär? — Haben Sie kein Miss-trauen gegen den Herrn gehabt?“

Der Portier zögerte.

„Anfangs nicht. Aber als er verschwunden war und nicht wiederkehrte — — da war es klar, daß wir es mit irgendeinem Schwindler zu tun hatten. Daß dieser Monsieur mit dem Mord in Zusammenhang gebracht werden könnte, das ist mir erst in den letzten Tagen eingefallen! Ich hätte mich von selbst an Sie gewendet, Herr Kommissar, wenn Sie heute nicht deswegen gekommen wären. Aber jeder war doch in dem Glauben, daß nur Monsieur Bronnen der Täter sein konnte. — Und meine Befürdung über den Herrn mit dem Koffer habe ich ja auch gleich bei der ersten Vernehmung gemacht. Doch man hat ihr keine Bedeutung beigemessen! Wie sollte ich — —“

„Gut“, unterbrach Kommissar Briand den Portier, „Sie trifft die Schuld, wenn sich die Ermittlung des wirklichen Mörders durch diesen Umstand verzögern sollte. Also Sie sind der festen Überzeugung, daß der Herr nicht der Sekretär Miss Blanks war?“

„Ganz bestimmt“, erklärte der Portier mit Nachdruck. „Ich habe meine guten Gründe dafür!“

„Welche sind das?“

Der Portier holte tief Atem.

„Sehen Sie — — als sich die erste Erregung hier im Hotel etwas gelegt hatte und als die Leiche fort war und die Vernehmungen aufhörten, da ging ich durch die drei Zimmer, die wir noch nicht wieder vermietet hatten. — — Ich suchte nichts. Ich ging nur durch. — Weshalb, das weiß ich eigentlich nicht zu sagen — —“

„Welche Zimmer waren das?“, fragte der Kommissar.

„Die Nummer 94, wo der Mord passiert war, Nummer 91, wo Monsieur Bronnen gewohnt hat, und 95, wo der angebliche Sekretär Miss Blanks vorläufig untergebracht war. — Da fand ich im Zimmer 95 eine Zeitung, zusammengefaltet, in die Ecke geworfen und von dem Mädchen aus Nachlässigkeit noch nicht beseitigt. Und diese Zeitung war der schlagende Beweis für mich, daß es eine faule Sache mit dem Sekretär war. — — Das heißt, das habe ich nicht gleich, sondern erst nach langem Überlegen heute früh beim Aufwachen erkannt — —“

(Forts. folgt.)

Der gesundene Taler.

Skizze von E. Nabe.

Einmal in seinem Leben hatte Herr Kambach das Geld aus der Straße liegen sehen, einen blanken, silbernen Taler. Und das vergaß er nie! Es war vor Jahren, während seiner Ferienzeit, als er in einem kleinen Fischerdorf täglich zur Einsamkeit des Leuchtturms wanderte, um dem Flug der Möwen und dem Zug der kleinen, weißen Wölken am blauen Himmel zuzuschauen. Das Rösten und Brausen des Meeres tat ein weiteres, um ihn der Alltäglichkeit zu entzücken.

Die Alltäglichkeit begann auf der holzigen Straße über die teilweise sumftige Wiese, die zwischen dem Leuchtturm und dem Dorf als eine sogenannte liebliche Oase lag. Herr Kambach ging diesen Weg gewöhnlich gesenkten Blicks, um seine Stiefel sauber zu halten. Also bemerkte er sofort den in der Sonne stark funkelnenden Taler; es ist doch ein eigenes Gefühl, so ein blankes, sauberes Geldstück mitten auf der Straße liegen zu sehen.

Herr Kambach war nicht so vermögend, daß die Bezeichnung um volle drei Mark ihn ohne freundlichen Eindruck gelassen hätte. Er kam stets auf ehrbare Weise mit seinem Gehalt aus, aber der Extratusch in dieser Form wedte sofort den unehrhaften Wunsch nach der besseren Zigarette und nach der wochentäglichen halben Flasche Sonntagswein. Damit hatte er den Taler bereits fassiert mit der stillen Rechtfertigung, daß ein so geringer Verlust nicht angemeldet werde, der Besitzer also nicht festzustellen sei, zumal er sich bei barem Gelde auch nicht ausweisen kann.

Trotzdem blieb Herr Kambach mit unruhigem Gewissen in der stillen Landschaft umher und entdeckte zwei Männer am Rande der Wiese, die dicht nebeneinanderstanden und angestoppt zu ihm herübersahen. Herr Kambach ließ sofort den Taler in der Tasche verschwinden und blieb sich zum zweiten und dritten Male, um einige Blumen zu pflücken.

Doch als er danach die Wirkung dieser romantischen Neigung zu erspähen suchte, sah er die beiden Männer direkt auf sich zukommen, als gäbe es keine Summstellen, und ihre Blicke waren unverwandt, fast drohend auf Herrn Kambach gerichtet, der seine blauen Blumen sichtbar vor sich hertrug.

Diese Halunken, dachte er, haben das Geldstück vielleicht funkeln sehen, als ich es aufhob, und werden behaupten wollen, daß sie es verloren hätten. Er wollte ihnen schon auf den Zahn fühlen.

Erliechtert des Herzens kaufte der glückliche Finder im Dorf ein paar von den guten Zigaretten für sich, eine Tüte Bonbons für die Dorfkinder, um sein Gewissen zu reinigen, und ließ sich zum Mittagessen schließlich noch eine halbe Flasche Wein schmecken, womit sich in seinem Etat an Stelle des Überschusses ein Defizit ergab.

Um nächsten Morgen, als Herr Kambach behaglich beim Frühstück saß, öffneten die beiden Männer langsam die quietschende eiserne Pforte, schritten zielsticher auf den erschrockten zu und sagten in ruhigem Ton, daß sie „den Herrn unter vier Augen“ (obgleich es in diesem Falle sechs wurden) sprechen müßten, diskret wie Kriminalbeamte.

Die sensationshungrigen Frühstücksgäste hielten bereits im Kauen ein, Herr Kambach führte die beiden daher rasch in sein dünnwandiges Zimmer. Hier wurde ihm stumm eine Ausgabe des Lokalblättchens vorgelegt, nach dessen Datum der Aufgeratene unglücklicherweise nicht blickte, und er las das rot angestrichene Inserat: „Platinring mit Brillanten auf dem Wege zum Leuchtturm verloren. Gegen fünfzig Mark Belohnung abzugeben bei Fischer Jensen.“

„Nun und? Was geht mich das an?“ fragte Herr Kambach in schneidigem Ton, der seine schuldbewußte Aufgeregtheit sofort verriet.

„Wir haben gesehen, wie Sie den Ring aufgehoben haben“, war die ruhige Antwort.

„Nein“, stieß Herr Kambach hervor, „ich habe mich nur nach Blumen gebütt.“

„Das hat der Herr hinterher getan, zuerst war es etwas Rundes, das wie Silber und Brillanten funkelte. Nicht wahr?“ fragte der Jüngere den anderen, der mit einem kräftigen „Ja“ die richtige Zeugenschaft zugab.

Zwei gegen einen! Herr Kambach kannte seine Position bereits als verloren aufzugeben, aber er kam auf den unglücklichen Gedanken, den Taler hervorzuziehen (denn auszugeben hatte er einen anderen, um den „glücklichen Fund“ als Talisman zu verwahren).

„Etwas Rundes, das wie Silber funkelte, sagten Sie? Nun, ich will Ihnen verraten, daß es das gewesen ist. Ich bin nur noch nicht dazu gekommen, ihn als Fundobjekt abzugeben.“

Herr Kambach sprach im übrigen ausnehmend leise, was auf eine sehr sanfte Gemütsart schließen lassen konnte, wenn er sich dabei nicht so ängstlich nach dem offenen Fenster

und den Nachbartüren umgesehen hätte. Er war dem Führer seiner Mitwisser geradezu fast dankbar, als dieser nun gleichfalls leise, doch folgen schwer dieses sagte:

„Wir zwei haben gesehen, daß es der Ring mit den Brillanten war. Wir können uns die Belohnung nicht entgehen lassen und müssen dann die Sache eben dem Herrn Amtsvoivöcher melden.“

Und dabei blieb man, nachdem Herr Kambach noch nebenbei auf seine eigenen Widersprüche aufmerksam gemacht worden war. Die beiden schienen unbedingt fähig, einen Skandal zu provozieren, und man kann wohl beweisen, daß man ein Ding gefunden hat; doch wie führt man den Beweis des Gegenteils?

So verdienten sich denn die zwei glücklichen Mitwisser die inserierte Belohnung, und Herr Kambach reiste infolge rapide gelehrter Reisekasse sofort ab.

Tiere als Ärzte und Krankenpfleger

Sie brauchen keine Kliniken und Krankenkassen, die Tiere. Sie helfen sich selbst und noch lange nicht zum schlechtesten, helfen sich auch manchmal gegenseitig, mögen sie sich vorher noch so sehr um das Futter gerauft und geschlagen haben. Wir dürfen dabei nicht an unsere Haustiere denken, die durch den Menschen, seine Zucht und Pflege recht hilflos auch in dieser Hinsicht geworden sind. Trotzdem wissen auch einige unter ihnen um eine eigene Heilkunst: wenn ein Hund oder eine Katze irgendwie verwundet ist, so leden sie ihre Wunde andauernd und sorgfältig. Das ist nicht nur schmerhaftstellend, sondern hält den Schaden auch frei von jeder Verunreinigung und läßt ihn schneller wieder hellen, als es ohnedem geschehen würde. Dass sich Haustiere — besonders wieder Hunde und Katzen — auch gegenseitig derart bepflegen und den kranken Gefährten auf verschiedenste Art unterstützen, ist wohl weidlich bekannt.

Weniger bekannt und doch äußerst bewundernswert ist es aber, wie verletzte Vögel sich zu helfen wissen. Hat zum Beispiel ein Vogel einen Flügel gebrochen und kann nicht — wie es wohl sonst seine Art sein mag — fliegen, seine Nahrung erbeuten oder zu seiner Nahrung gelangen, so macht er nicht etwa immerfort nutzlose Anstrengungen, um aufzuliegen; gerade so, als würde er, daß auf diese Weise seine gebrochene Schwinge dauernd gebrauchsunfähig werden könnte. Nein, er bescheidet sich, hüpft still und lautlos (damit etwaige Feinde ihn nicht wahrnehmen) am Boden umher und schlägt sich schlecht und recht durch. Und siehe da: kaum drei oder vier Wochen sind vergangen, da ist der ehemalige Patient wieder bei den ersten Fliege-Versuchen, die bald gelingen. Das gebrochene Glied konnte ungestört austreten und heilen und ist wieder gebrauchsfähig. Noch kunstvoller verfahren manche Vogelarten, wenn sie sich ein Bein gebrochen, oder es ihnen durch irgendwelche gewissenlosen „Schieber“ (Jäger können wir das nicht nennen) wie die Jägerbrüche sagt „angefrakt“, d. h. leicht beschädigt wurde. Es ist eine ganze Reihe Beobachtungen von gewissenhaften Vogelkennern gemacht worden, daß die Vögel sich einen regelrechten Verbund aus Lehm, Haaren, Federn usw. um die beschädigte Stelle her machen, der nicht nur das Blut stillt und die Wunde schürt, sondern auch, geradezu wie der Gipsverband unserer Doktoren, den gebrochenen oder zerschmetterten Knochen in seiner Lage festhält und ihn so beim Zusammenwachsen unterstützt. Wird's auch nicht immer so schön gerade, wie das Beinchen vorher war, so wird dieses doch immerhin in einiger Zeit wieder gebrauchsfähig. Die „paar Prozent Arbeitsunfähigkeit“ nimmt so ein lustiger Vogel schon gern mit in den Kauf, wenn er wieder — schlecht und recht — herumhüpfen kann auf seinem ausgebesserten Beinwert. Auch bei erhaltenen Wunden machen sich Vögel — wie man ebenfalls beobachtet hat — Verbände, indem sie sorgfältig und dicht ausgerauft Federn über die Wunde kleben, bis sie geheilt ist.

Manchmal kann man auch beobachten, daß andere Artgenossen — gleich, wie wir das bei den Hunden und Katzen sahen — schwache oder verletzte und behinderte Vögel beim Fortkommen oder bei der Futtersuche unterstützen. Hier eine solche Beobachtung: Unter anderen Gefiederten fanden auf ein Futterbrett im Winter ein paar Domfassaden regelmäßig. Eines Morgens fehlte der eine und fand sich erst im Laufe des Tages wieder ein. Aber er bewegte sich schwierig und unruhig, und es stellte sich heraus, daß ihm auf irgend eine Art das eine Bein verloren gegangen war. Natürlich konnte er gegen das übrige hungrige Vogelvoll nicht auftreten und wurde immer aufs neue beiseite gedrängt oder vom Brett gestoßen. Doch siehe da, am andern Morgen hatte er sich den zweiten Domfass aufgebracht, ein großes und kräftiges Tier, das energisch die piepende Sippschaft in genügender Entfernung hielt, bis der arme kleine Krippel sich sattgefressen.

* Hans Richter: "Fräulein Dr. med. Gudovius", Roman. (Ernst Reils Nachl. August Scherl G. m. b. H., Berlin.) Die Gestalt der modernen berufstätigen Frau wird hier in neuer und höchst fesselnder Weise von Hans Richter in den Mittelpunkt spannender Geschehnisse gestellt. Die junge Hamburger Arztin Dr. med. Gudovius, die jede Gefühlsregung als Schwäche und als Gefahr für ihren harten Beruf empfindet, muss in ungewöhnlicher Umgebung, wo die Begriffe unserer Zivilisation nicht gelten, zu der Erkenntnis kommen, dass auch sie den Schutz des männlichen Kameraden nicht entbehren kann. Das Schicksal verschlägt sie nach Übersee in das primitive Milieu einer südamerikanischen Urwaldkolonie. Hier erregt sie als praktizierende Arztin größtes Aufsehen, das schließlich zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Bewohnern der Siedlung führt. Erst als der energische Forschungsreisende Professor Oldenkamp die Führung der Siedler übernimmt, kehrt Ruhe und Ordnung zurück. Vom Wege unfruchtbare Emanzipation zurückgerissen, wird sie in Zukunft Seite an Seite mit ihm ihren Beruf ausüben.

* A. M. Frey: "Die Pflasterkästchen", ein Feldsanitätsroman. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin.) A. M. Frey, dessen Grotesken die Tüte des Objekts und das Unheimliche im Unterbewusstsein der Menschen so überzeugend schildern, hat den Krieg als Sanitäter mitgemacht. Wenn es auch nicht seine Aufgabe war, Sturmangriff und Trommelfeuer als Kämpfer mitzumachen, die Grotesken und das Grauen des Krieges, so wie es sich nach dem Kampfe in den zerstörten Leibern und den Leidern der Verstümmelten wiederholte, hat er doch erlebt und weiß sie nachdrücklich zu schildern. Über Kuhelager und Schüttengraben, Schlachtfeld und Verbandsplätze, durch Lazarette und Krankenstationen führen seine Schilderungen, die mit der grauenhaften Phantasie und der entfesselten Tragik eine der stärksten Anklagen gegen den Krieg sind.

* O. Kars: "Frage an die Wissenschaft". (Verlag H. Carly, Hamburg.) Das kleine Buch schneidet in Fragestellung eine Reihe von Problemen an, die sich wesentlich auf Ergründung des Zustandes unserer Erde, auf ihre durch Katastrophen oder geologisch-biogenetische Entwicklung verursachten Wandlungen beziehen. Die Be- trachtung geht auch ins Kosmische und befasst sich eingehend mit einem einstigen zweiten Erdmond "Lucifer", der sich am Ende der Tertiärzeit mit der Erde vereinigt haben und Urheber aller biologischen Entwicklung geworden sein soll. Die Gedankengänge des Verfassers sind folgerichtig und von präzisierter Eigenart, inwieweit sie den Resultaten exakter Wissenschaft nahe kommen, vielleicht sie ergänzen oder zu neuen Versuchen anregen, vermag der Leser nicht zu entscheiden. Dem für die Urgeschichte der Erde, für die großen kosmischen Fragen interessierten Leser wird die Schrift, sei es in Zustimmender oder ablehnender Auseinandersetzung, wohl willkommen sein.

* L. von Ranke: "Welgeschichte". Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Horst Michael. Band 1: Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen und die römische Republik und ihre Weltherrschaft. (Gutenberg-Verlag, Hamburg I.) Wie selten eines, ist dieses großzügig angelegte Werk berufen, zur Einführung und zum tieferen Verständnis der Entwicklung, Kultur und Geschichte der Menschheit und ihre Großtaten im Wandel der Zeiten. Eine riesige Stofffülle war zu bewältigen, zu sichten und in eine Form zu fassen, die auch den Volks- schüler befähigt, hilflos in die an sich spröde Wissenschaft einzudringen. Und dies ist dem Herausgeber, dessen Name als Geschichtsschreiber längst guten Klang besitzt, in einer Weise gelungen, dass sich sein Werk liest, wie ein interessantes, schöpferisches Buch; dabei entbehrt es jedoch nichts an wissenschaftlichen Werten und sachlicher Gründlichkeit, denn überall liegen die neuesten historischen Forschungen zu grunde, sodass auch der in diesem Fach bewanderte auf seine Rechnung kommen wird.

* "Das Ausland urteilt!" Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener, Japaner, Russen, Neutrale gegen das Versailler Urteil. Herausgegeben von Alfred von Wegele. (Georg Stilke, Berlin NW. 7.) In zehn Jahren haben alle ernst zu nehmenden Historiker des In- und Auslandes an Hand des zu Tage geförderten Dokumentenmaterials die Unhaltbarkeit des Schuldentschuldungsvertrags erkannt. Gegen den Spruch von Ver-

sailles sind aber nicht nur Historiker aufgetreten, sondern auch bekannt Staatsmänner, wie Coolidge, Borah, Macdonald, Ponsonby, Hanoieau, Mussolini, der japanische Botschafter Honda, der russische Kriegsminister Souchomlinow, haben der "Versailler Kriegsschuldtheorie" entgegenstehende Auffassungen gefunden. Die Zusammenstellung dieser Urteile bildet den Inhalt des Buches, das den großen Vorzug hat, dass es für jedermann verständlich ist und infolge der Wiedergabe der Urteile in drei Sprachen (deutsch, englisch, französisch) seiner Verbreitung im Ausland keine Grenzen gesetzt sind.

* "Die Wohnungsnutzung in Deutschland" von Bruno Schwan, Geschäftsführer des Deutschen Vereins für Wohnungreform. Schriften des Deutschen Vereins für Wohnungreform, Heft 7. (Verlag von Carl Heymann-Berlin.) Die endgültigen Zahlen über den fehlenden Wohnraum sind zum ersten Mal durch die im Mai 1927 vom Deutschen Statistischen Reichsamt angestellten Erhebungen herausgekommen und haben ergeben, dass es sich in Deutschland um eine Fehlmenge von etwa einer Million Wohnungen handelt, die angesichts des jährlichen Neubedarfs von über 200 000 Wohnungen nur langsam gemildert werden kann und noch auf Jahre hinaus von verhängnisvollstem Einfluss auf die Wohnverhältnisse in Deutschland sein wird. Neben dieser Fehl- ziffer aber besteht in Deutschland ein Wohnungselend, zu dessen Bekämpfung der Deutsche Verein für Wohnungreform schon seit 30 Jahren eine lebhafte Propaganda gestrebt hat. Besonders wertvoll ist neben dem statistischen Material das reiche Bildmaterial, das den Nachweis erbringt, dass es sich hier ganz gewiss nicht um Schwarzmalerei handelt, sondern dass wir in der Tat neben der schönen Fassade, die die deutschen Städte dem Fremden bieten, ein trauriges Wohnungselend haben, das die Gesundheit und die Arbeitskraft des deutschen Volkes auf die Dauer auf die verhängnisvollste Weise beeinflussen muss.

* "Das Gesetz über den Vergleich zur Abwendung des Konkurses" vom 5. Juli 1927. (Vergleichsordnung.) Von Dr. Erik Weinberg, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, und Berthold Manasse. (Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10.) Die Verfasser haben bei der Anwendung der Vergleichsordnung Erfahrungen in besonders reichem Maße gemacht, die sie in der neuen Auflage ihres Buches unter weitgehendster Berücksichtigung der gerichtlichen Praxis niedergelegt haben. Der Inhalt des Buches hat sich daher gegenüber der zweiten, noch kurz vor dem Inkrafttreten des Gesetzes erschienenen Auflage wesentlich vergrößert. Dabei sind die Verfasser aber ihrem Prinzip, einen Kommentar zu schreiben, nicht nur für Juristen, sondern insbesondere zugewandt auf die Bedürfnisse aller am Vergleichsverfahren interessierten Kreise der Wirtschaft, treu geblieben. Sie schreiben, wie es im Vorwort heißt, aus der Praxis für die Praxis. Demgemäß ist die Darstellung eine derart populäre, dass Schuldner und Gläubiger, Bertrauenspersonen und Ausschussmitglieder, Treuhänder und Bilanzrevisoren mit leichter Mühe den Kommentar zu verwenden in der Lage sein werden.

* "Die Handelshochschule." Von den 14 tägig erscheinenden Lieferungen sind die Lieferungen 42 bis 45 erschienen. Diese vier Hefte behandeln: "Industriebetriebslehre" (42), "Warenkalkulation" (43), "Allgemeine Volkswirtschaftslehre" (Geld- und Kreditwesen, Währungspolitik usw.) (44). Die 45. Lieferung schließlich gilt der Rechtswissenschaft und stellt den Beginn des zweiten Teils des "Handelsrechts" ("Gesellschaftsrecht") dar. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10.)

* "Rheintal-Wanderkarte." (Verlag Westdeutscher Führer- und Wanderkarten-Verlag W. Stollfus, Bonn.) Das ganze Gebiet zwischen Bonn und Mainz enthält diese Karte, die vierfarbig im Maßstab 1:100 000 ausgeführt ist und sich durch klare übersichtliche Ausführung auszeichnet. Die Rheinhöhenwege sind eingetragen.

* "CH-Touring-Führer für Automobilfahrer." (Verlag Hallwag A.-G., Bern.) Ein Automobil- ausflug nach der benachbarten Schweiz wird von den meisten süddeutschen Fahrern mit Vorliebe in das regelmäßige Sommerprogramm einbezogen. Für einen solchen Besuch ist der soeben in 15. Auflage neu erschienene Führer für Automobilfahrer "CH-Touring" von O. R. Wagner wohl der zuverlässigste Reisebegleiter. Die Karten, im Maßstab 1:250 000, sind mustergültig, die Beschreibung der schönsten Gebiete, Städten und Ortschaften, die zweimäßige Anordnung des Werkes leisten dem Automobilfahrer beim Besuch der Schweiz unentbehrliche Dienste.